

## Die alte Dame

I

Man hatte uns in der Pflegeschule auf vieles vorbereitet, auf die körperlichen und medizinischen Bedürfnisse alter Menschen, ihre psychischen Verfassungen und wie sie geheilt oder zumindest – was in den meisten Fällen realistischer war – gelindert werden können, aber darauf, in ihre Lebensgeschichten mit einbezogen zu werden, nicht.

...

Die alte Dame erwartete nicht, dass ich mich zu ihren Erzählungen äußerte. Meistens genügte es, wenn ich ein „Aha“ oder ein „Ach so?“ oder auch nur ein „Hm“ einstreute, und schon sprudelte es weiter aus ihr heraus. Ich habe oft gedacht, wenn ihre Kinder wüssten, wie gut ich mich in ihrer Familiengeschichte auskenne!

Sie bekam selten Besuch. Ich kann nicht sagen, ob sie sich einsam fühlte oder gar darunter litt, oder ob sie Freunde oder ihre Kinder vermisste. Darüber sprach sie nie. Anfangs erwähnte sie öfter den älteren Sohn und ab und zu die jüngste Tochter, die nach dem Tod des Vaters die Buchführung für die Mutter übernahm, doch häufiger war ihr Mann Thema der Erzählung.

Meine Aufmerksamkeit wurde manchmal förmlich in ihre Geschichten hineingesogen und ich musste mir immer wieder bewusst machen, dass ich eine unbeteiligte Person war. Dass ich nur zuhörte. Zufällig – wie zu-ge-fallen.

...

Wie ich in ihrem Patientenblatt gelesen hatte, war die alte Dame als junge Frau mit Leib und Seele Fotografin gewesen. Sie besaß nach wie vor einen ausgeprägten Sinn für Ästhetik und Wirkung, der sich auch in der Auswahl ihrer Kleidung zeigte. „Jonah“, pflegte sie beispielsweise zu mir zu sagen, „heute ziehe ich die altrosa Bluse, die hellgraue Hose und die passende Strickjacke an.“

Mein Onkel, ebenfalls Fotograf, nannte diese Gabe „Den Blick“.

Sie habe nie ein eigenes Geschäft besessen, sagte sie, aber ein gewisses Ansehen in der kleinen Stadt im Rheinland genossen, aus der sie stammte und in der sie aufgewachsen war.

„Besonders liebte ich die Schwarzweiß-Fotografie“, erzählte sie. „Die Lichtverhältnisse bei Landschafts- oder Gebäudeaufnahmen richtig einzuschätzen, ist nicht ganz einfach. Aber die Herausforderung bildet die Portraitfotografie. Man muss die Licht-Schattierungen so einbeziehen, dass sie das Gesicht umschmeicheln und die markanten Merkmale hervortreten lassen. Diese Aufträge überließen meine Arbeitgeber bevorzugt mir.“

Am liebsten verbrachte ich einen Teil meines Nachtdienstes bei ihr. Am späten Abend, wenn alle anderen Hausbewohner/-innen versorgt und gewickelt waren und lasen, fernsahen oder schliefen, setzte ich mich an ihr Bett und hörte ihr zu, bis sie selbst schlafen wollte. Oder bis mich ein Ruf von ihr wegholte. Die Themen variierten und betrafen längst nicht nur ihre persönlichen Belange. Ihr Interesse war breit gefächert und ihre Aussagen meistens von einer überzeugenden Logik, ob es sich um Kultur oder die angemessene Bezahlung der Bediensteten in sozialen Berufen handelte.

Die Zimmertür ließ ich dann immer einen Spalt offen, damit ich mitbekam, wenn sich etwas Ungeöhnliches auf der Station tat. Meistens war es ruhig. Für mich war das das Bonbon des Tages. Bereits in meiner Kindheit lauschte ich mit großen Ohren den Erlebnissen meiner Großmutter, und an diesen Abenden fühlte ich mich an Großmutter's Sonntagsmittagstisch zurückversetzt.

## II

An einem Abend trat ich meinen Dienst verspätet an, weil mein Auto nicht angesprungen war und ich das Rad nehmen musste.

„Jonah! Wo bleiben Sie denn? Ich habe Sie schon vermisst!“, empfing die alte Dame mich. Ihre Worte klangen nicht vorwurfsvoll, eher aufgeregt, und man hörte ihr den rheinischen Dialekt ausnahmsweise an.

Auf der Station war alles still und so nahm ich an ihrem Bett Platz.

„Was ist mit Ihnen?“, fragte ich sie. „Geht es Ihnen nicht gut? Oder haben Sie eine Beschwerde?“

„Weder noch“, antwortete sie. „Ich möchte Ihnen etwas erzählen. Es geht mir schon den ganzen Tag im Kopf herum und will heraus. Wollen Sie mir zuhören? Ich glaube, ich habe nicht mehr lange zu leben, aber ich möchte gern etwas loswerden. Und anschließend Ihre Meinung hören.“

„Na, dann schießen Sie los“, erwiderte ich und ließ mich von ihrem Lebensbericht in den Bann ziehen, nicht ahnend, dass unsere Bekanntschaft in eine neue Phase eingetreten war.

„Ich wurde ein paar Jahre vor dem zweiten Weltkrieg geboren. Meinen Vater verlor ich, als ich zehn Jahre alt war. Das war im Januar 1945. Während des Krieges war ich immer auf dem Land bei Gastfamilien, so würde man es wahrscheinlich heute bezeichnen. Damals hieß es erweiterte Kinderlandverschickung<sup>1</sup> oder Unterbringungsaktion. Niemand nannte es bei seinem wahren Namen: Evakuierung. Ich habe darüber nachgelesen. Im Jahr 1941 hatten die Nazis mehr als 2000 Kinderlandverschickungs-Lager eingerichtet, in denen um die 300 000 Kinder untergebracht wurden. Stellen Sie sich das vor! Ich hatte Glück und kam mal zu Bauern und mal zu einem Gemüsehändler. Die Schule organisierte diese Verschickungen, wenn die Eltern einverstanden waren. Auf diese Weise habe ich den Krieg nur am Rande mitbekommen. Ich hatte immer genug zu essen, musste allerdings bei der Arbeit helfen wie die Kinder der Familien auch.“

...

„Nur meine eigene Familie habe ich selten gesehen. Ich habe meinen Vater sehr geliebt und konnte nicht glauben, dass er von feindlichen Granaten zerfetzt worden war. Für meine Mutter muss es auch schwer gewesen sein, aber sie ließ sich nicht viel anmerken. Nach dem Tod meines Vaters war die Kinderlandverschickung kein Thema mehr. Meine Mutter holte mich zu sich und wir wohnten in einem kleinen Dorf in der Nähe von Köln.“

...

Meinen Vater habe ich Zeit meines Lebens vermisst. Ich hatte ja nur ein paar Jahre mit ihm und konnte sie nicht bewusst erleben, weil ich es als Kind nicht verstand und weil ich oft weg war von zu Hause.“

Sie machte eine Pause und hing eine Weile ihren Gedanken nach. Dann nahm sie den Faden wieder auf.

„Ich lebte also mit meiner Mutter zusammen. Wir wohnten erst zur Untermiete bei der Familie, bei Freunden und auch bei Fremden in meinem Heimatort, bis wir eine eigene kleine Wohnung fanden. Das muss etwa 1947 gewesen sein. Ich habe nie Rollschuhfahren gelernt, auch nicht Schlittschuhlaufen oder Radfahren. Meine Mutter fand Arbeit als Näherin und schickte mich in den Wald, um Eicheln und Tannenzapfen zu sammeln. Die wurden dann verheizt. Oh je, der Ofen fraß viele Zapfen, bevor es richtig warm bei uns war! Ich war deshalb oft im Wald unterwegs. Ich musste auch bei den Bauern auf den Feldern helfen. Stoppeln gehen musste ich ebenfalls. Es bedeutete, nachdem die Felder abgeerntet waren, liegende gebliebene Kartoffeln oder Ähren auf den Stoppelfeldern aufzusammeln.“

...

---

<sup>1</sup> Erweiterte Kinderlandverschickung - <https://de.wikipedia.org/wiki/Kinderlandverschickung>

Bis eines Tages eine Tante meinte, so ginge es nicht weiter. ‚Mädchen‘, sagte sie, ‚du musst was lernen! Ich rede mit deiner Mutter. Du musst auf eigenen Füßen stehen können. Such dir eine Lehrstelle!‘

Das habe ich dann gemacht. 15, fast 16 Jahre war ich alt. Ich bin nach Köln gefahren und habe mir eine Lehrstelle bei einem Fotografen gesucht. Anfang der fünfziger Jahre hatte er nicht viele Aufträge, aber er wollte sein Wissen weitergeben und hat mich vieles gelehrt.

‚Der Goldene Schnitt ist das Wichtigste‘, pflegte er zu sagen. ‚Denk an den goldenen Schnitt, gerade bei der Schwarzweiß-Fotografie! Und dann schau genau hin und achte auf die Dreiteilung.‘

Damals gab es natürlich die Möglichkeit, Fotos zu kolorieren. Das hat man ja schon viel früher gemacht. Aber Farbfotos konnte man nicht ohne weiteres schießen, mal abgesehen davon, dass sie anfangs sehr teuer in der Entwicklung waren. Das bahnte sich Ende der 60er Jahre an. Und wie ich schon sagte, liebte ich es, mit Hell und Dunkel zu experimentieren. Es war eine Herausforderung, und gerade sie machte mir den meisten Spaß. Mein Meister hat später weitere Lehrlinge angenommen und auch ein paar ausgebildete Fotografen angestellt. Doch für die Schwarzweiß-Portraits war ich zuständig. Ein paar Jahre, nachdem ich die Lehre abgeschlossen hatte, suchte ich mir eine Stelle in meinem Heimatort.

Später habe ich von meinem Lohn eine Kamera angezahlt, eine gebrauchte. Mein Meister nahm auch Kameras zum Reparieren an oder verkaufte sie im Kundenauftrag weiter. So kam ich an eine Leica M3 von 1954. Mit ihr habe ich unzählige Fotos gemacht, von allem und jedem, von Freunden und Familienmitgliedern, Festen und Gebäuden in Köln. Ich habe auch einfach so auf der Straße fotografiert. Es hat mir so viel Spaß gemacht und die Schnappschüsse waren teilweise richtig gut. Meine Güte, ist das lange her!

Die Bilder lagen Jahrzehnte in einem großen Karton. Vor dem Schlaganfall habe ich ein paar der Schönsten als Erinnerung aussortiert und die anderen weggeworfen. Wen interessiert das noch?“ Ihre Stimme zitterte leicht. Sie schaute mich an und in ihren Augen standen Tränen.

„Sie verstehen eine Menge von Fotografie, stimmt’s?“, fragte ich.

„Ja“, erwiderte sie, „aber später, als ich verheiratet war, hatte ich kein Geld, um dranzubleiben, und auch keine Zeit.“

„Ihre Fotos sind jedenfalls etwas Besonderes!“ Ich dachte an die Fotoausstellung, die zwei Wochen zuvor im Foyer unseres Hauses eröffnet worden war und deren Wirkung sich die Besucher und auch die Hausbewohner nicht entziehen konnten. Ein lokales Fachgeschäft hatte Rahmen zur Verfügung gestellt. Einige Betrachter hatten sich bei der Hausleitung gemeldet, um das eine oder andere Bild zu kaufen. Den Erlös spendete die alte Dame dem örtlichen Frauenhaus.

„Wenn Sie es sagen.“ Die alte Dame wischte sich die Tränen mit einem Taschentuch ab, das immer in ihrem Ärmel steckte. „Meine Kinder sind anderer Ansicht. Sie denken, dass ich im Leben nichts geleistet hätte.“

„Oh“, ich war wirklich betroffen angesichts dieses Vorwurfs gegenüber einer Dame, die ich nicht nur als eloquent empfand, sondern auch als eine gute Beobachterin und belesene Gesprächspartnerin.

„Nun ja. Mit diesem Vorwurf lebe ich schon lange. Er tut immer noch ein bisschen weh, aber ich kann nichts daran ändern.“

Sie gähnte.

Mein Blick streifte die Uhr. Sie zeigte 0:43 Uhr.

„Schauen Sie“, sagte ich, „es ist ziemlich spät. Ich muss meine Mitternachtsrunde beginnen und mache Ihnen einen Vorschlag: Ich komme zum Schluss noch einmal bei Ihnen vorbei. Wenn Sie dann noch wach sind, können wir uns gern weiterunterhalten. Sollten Sie eingeschlafen sein, verschieben wir unser Gespräch auf morgen Abend. Einverstanden?“

„Versprochen?“

„Versprochen.“

Die alte Dame nickte. „Einverstanden.“

Am Ende meiner Runde öffnete ich leise ihre Tür und hörte regelmäßige Atemzüge. Ich löschte die kleine Lampe an ihrem Bett und zog mich ins Pflegehauptquartier zurück. Der Ausdruck für unseren Aufenthalts- und Besprechungsraum war lange vor meiner Zeit von einem Hausbewohner geprägt worden. Dort konnte man immer eine Schwester oder einen Pfleger finden. Das gehörte zu unseren Regeln im Haus, ebenso wie bedingungslose Freundlichkeit auf jeder Hierarchieebene, Klarheit in der Kommunikation zwischen allen Beteiligten, die Bewohner und ihre Angehörigen eingeschlossen, regelmäßige Supervision für die Pflegekräfte und Fürsorge für alle von Seiten der Leitung. Mir fiel wieder ein, dass die alte Dame meine Meinung hören wollte. Wozu?

III

...

Später klopfte ich wieder bei der alten Dame. Anders als die meisten ihrer Mitbewohner/-innen wollte sie ihre Tür geschlossen halten. Damit wahre sie ihre Privatsphäre, sagte sie mir einmal. Außerdem könne sie sich ohne die Geräusche vom Flur besser aufs Malen konzentrieren.

„Jonah! Wissen Sie, worüber ich schon den ganzen Tag nachdenke?“, empfing sie mich.

„Nein, aber bitte verraten Sie es mir“, erwiderte ich.

„Meiner Generation wird nachgesagt, dass sie sehr an ihren Besitztümern hängt.“

„Ist das so?“, fragte ich.

„Ich glaube ja. Jedenfalls bei vielen meiner Altersgenossen. Und dann wird es sehr schwierig, das eigene Haus, die eigene Wohnung aufzugeben.“

„Ja“, sagte ich nachdenklich. „Ich habe Bewohner in solchen Situationen kennengelernt. Sie trauerten nicht nur um ihre verstorbenen Liebsten, sondern auch um ihr Haus. Oft hatten sie eisern dafür sparen müssen und manche haben lange darin gelebt.“

Die alte Dame nickte. „Ja, das kenne ich von Freunden. Mein Mann und ich haben es nur zu einer Eigentumswohnung gebracht. Das lag sicher zum einen an meiner Sparsamkeit, zum anderen aber auch an den finanziellen Eskapaden meines Mannes in jüngeren Jahren. Mit dem Ablegen der Meisterprüfung und der Verbeamtung war seine Besoldung zwar merklich gestiegen. Davon merkten wir schon etwas, wenn auch unsere drei Studierten erst einmal Geld kosteten. Aber erst als bei ihm der Drang nachließ, die Samstagsnächte mit seinen Freunden zu begehen, hatten wir mehr Geld zur Verfügung.“

Nachdenklich schaute sie mich an. „Was man natürlich nicht vergessen darf, ist die entbehrensreiche Kriegs- bzw. Nachkriegszeit. In der Zeit bin ich ja groß geworden. Ich konnte wirklich sparen. Mein Mann hätte es sicherlich auch gekonnt, aber er war anders eingestellt.“

Er wollte endlich leben. Man kann es ihm eigentlich auch nicht verdenken. Er wurde gleich mit 19 Jahren eingezogen und an die Front geschickt. Bis Russland ist er gekommen und er muss Furchtbares erlebt haben. In so jungen Jahren! Davon hat er nie gesprochen, nicht einmal mit mir. Vielleicht sollte ich sagen: auf gar keinen Fall mit mir. Er war mit der Einstellung groß geworden, dass der Mann der Herr im Haus ist und entsprechend aufzutreten hat, die Frau ist schwach und zu schützen. So dachten wahrscheinlich viele Männer. Dass sich diese Haltung quasi hinter ihrem Rücken veränderte hatte, haben die Männer lange, lange nicht gemerkt. Wenn ich allein an die Trümmerfrauen<sup>2</sup> denke...“

„Trümmerfrauen? Wer oder was sind denn Trümmerfrauen?“, fragte ich dazwischen.

---

<sup>2</sup> Quelle: [www.deutschlandfunk.de/truemmerfrauen-studie-wer-deutschland-wirklich-vom-schutt-100.html](http://www.deutschlandfunk.de/truemmerfrauen-studie-wer-deutschland-wirklich-vom-schutt-100.html)

„Oh, ich vergaß, dass Sie einer anderen Generation angehören. In Ihrer Generation ist der Begriff ‚Trümmerfrau‘ nicht mehr bekannt. Wie so viele Ausdrücke und Dinge, mit denen wir aufgewachsen sind. Trümmerfrauen ...“

Sie holte tief Luft und fuhr dann fort: „Trümmerfrauen wurden landläufig die Frauen genannt, die in den Städten die Trümmer des Zweiten Weltkriegs wegräumten. Sie leisteten schwere Arbeit. Sie beseitigten die Überreste von Bombenangriffen von den Straßen, aus Häusern, Wohnungen und Kellern. Und fragen Sie jetzt bitte nicht, wieso nicht Männer dafür eingesetzt wurden. Die Männer waren schlichtweg nicht da. Sie waren entweder in Kriegsgefangenschaft oder lagen verwundet in Lazaretten oder waren tot.“

Kürzlich habe ich von einer Studie gelesen, die erforscht habe, dass *Die Trümmerfrau* ein Mythos sei, eine bewusste Stilisierung und Glorifizierung. Es habe sich um Männer und Frauen gehandelt, die zur Strafe diese Arbeit tun mussten. Leute also, die im Gefängnis saßen. Die ein Verbrechen begangen hatten – was man zu dieser Zeit als Verbrechen ansah. Selbst wenn dem so gewesen sein sollte, bin ich immer noch der Meinung, dass die Frauen damals ein sehr hartes Los hatten. Viele waren bitterarm und mussten sich und ihre Kinder durch den langen eiskalten Winter 45/46 und durch viele Entbehrungen bringen.“

„Aber ging es den überlebenden Soldaten nicht auch schlecht?“, fragte ich.

„Sicher, aber mein Herz schlägt mehr für die Frauen. Die Frauen, die ich meine, waren die ‚aus dem Volk‘, die Bäuerinnen, Verkäuferinnen, das Fräulein vom Amt, die Krankenschwestern, die ‚kleinen‘ Sekretärinnen, die Kinder- und Hausmädchen, Köchinnen und Hauswirtschafterinnen. Sie waren nicht gefragt worden, ob sie mit einem Krieg einverstanden wären. Sie wurden mehr oder weniger einfach hineingezogen, im Allgemeinen ohne sich wehren oder auch nur schützen zu können. Vor allem ohne ihre Kinder schützen zu können! Die Frauen waren ja für den Nachwuchs verantwortlich. Wenn sie ausgebombt worden waren, war das schier unmöglich.“

„Die Frauen aus dem Volk‘ haben Sie sie genannt“, unterbrach ich die alte Dame.

„Ja?“, sie sah mich fragend an.

„Kannten Sie jemanden, die als Trümmerfrau diese Arbeit tun musste?“

„Ich muss zugeben: nein. Aber ich habe sie mir manchmal vorgestellt. Wissen Sie, ich war damals noch relativ jung, fast noch ein Kind, und Fragen stellen war in unserer Familie nicht Usus. Außerdem war es nicht ungewöhnlich, dass nach der Kapitulation 1945 Frauen in zerschlossener Kleidung auf den Straßen der Städte Steine schleppten. Sie suchten nach Dingen, die noch verwertbar waren, und nach Nahrungsmitteln. Für eine gewisse Zeit gehörten sie zum Stadtbild.“

Auch unsere große Vorkriegswohnung war zerstört. Meine Mutter und ich hatten das Glück, immer bei jemandem unterkriechen zu können. Wahrscheinlich hat auch meine Mutter in den Trümmern unserer Wohnung nach Brauchbarem gesucht.

Und als dann nach dem Krieg Arbeitskräfte gesucht wurden, krepelten diese Frauen die Ärmel hoch und nahmen jede Arbeit an. So wie meine Mutter genäht hat, damit sie uns beide ernähren konnte. Die eine oder andere hat ihre Selbstständigkeit vielleicht auch irgendwann genossen. Sich wieder Kleidung kaufen zu können und nicht immer nur alte Fetzen ausbessern zu müssen, die längst auf den Müll gehört hätten – wohlgemerkt ohne den Gatten ums Geld bitten zu müssen. Sich selbst wieder als Frau spüren zu können, wenn ein Angehöriger der Besatzungsmächte ihnen Avancen machte, ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, denn der Verlobte oder bereits Angetraute war weit weg. Sich eventuell ein neues Möbelstück leisten zu können, ohne das Wohlwollen des Herrn und Gebieters abwarten zu müssen. Den Kindern ein Stück Schokolade und sich selbst vielleicht ein Glas Sekt spendieren zu können, ohne zu überlegen, ob der Ehemann diese Extravaganzen billigen würde. Sich ein kleines Vergnügen zu gönnen ohne Hintergedanken und Zurückhaltung – das muss ein Hochgenuss für diese Frauen gewesen sein! So stelle ich es mir vor und ich kann das sehr gut verstehen.

Wehe, wenn dann der totgeglaubte oder seelisch verkrüppelte Ehemann wieder nach Hause fand! Ich kann mir vorstellen, dass sich sowohl stumme wie auch lautstarke Dramen in den Familien abspielten. Und die Leidtragenden waren die Frauen und die Kinder. Kein Wunder, dass die Männer die Frauen wieder ‚an die Kandare nahmen‘. Sie mussten ihnen doch zeigen, dass sie ganze Kerle waren und das Heft in der Hand hielten. Auch wenn das gar nicht stimmte. Leider haben die Frauen sich wieder klein machen lassen.“

Hatte ihre Stimme erst fast versonnen geklungen, wirkte sie jetzt eher grüblerisch und auch ein bisschen scharf.

„Ich letztlich auch. Und ich wusste damals nicht, warum. Kinder und junge Frauen wurden dumm gehalten. Welcher Mann, der an der Front gewesen war, sprach denn von seinen Erlebnissen? Keiner! Kein einziger in unserem Bekannten- und Freundeskreis.

„Ich will wieder leben!“, sagten alle. „Ich habe genug gelitten!“

Wenn ich an die ersten Partys im Bekanntenkreis denke! Wir haben gefeiert, was das Zeug hielt. Jeder Anlass war uns recht. Manche von uns haben ordentlich über die Stränge geschlagen. Unsere Tanzkleidung war teilweise ziemlich gewagt, ganz zu schweigen von unseren Karnevalskostümen, und das lag nicht nur daran, dass an Stoff schwer heranzukommen war. Die Röcke waren nicht ganz so kurz wie heute, und selbst das war schon ein Skandal in den Augen der Moralprediger, aber die Ausschnitte hätten es mit den heutigen durchaus aufnehmen können, was den Einblick betrifft. Zeus und Helena ...“ Ein leicht träumerischer Tonfall hatte sich eingeschlichen.

„Nun ja. Die Sehnsucht nach Spaß im Leben ließ uns auf dem Tisch tanzen und der Alkohol war willkommen, denn er vernebelte das Hirn.

Bis zum Partnertausch ist es bei uns nicht gekommen, aber wenn ich so zurückschaue, glaube ich, dass manche nahe daran waren.

Und im Falle meines Mannes hieß Spaß haben auch, sich mit anderen Trinkern und mit Bardamen zu vergnügen. Möglicherweise wollte mein Mann seine Kriegserlebnisse regelmäßig samstags abends ertränken, mit alkoholischer Hilfe seine Erlebnisse abfließen lassen... Oh je, ich klinge bitter, nicht wahr?“

Ich nickte. „Ja, und ich kann Sie verstehen. Nach Ihren Kriegserlebnissen hat sicher niemand gefragt, oder?“

„Ja. Niemand“, stimmte sie mir zu. „Glücklicherweise hatte ich nicht viele von den wirklich schlimmen, aber für mich waren auch die wenigen schrecklich. Hinzu kam ja die ganze Atmosphäre im Land, die man aushalten musste: DIE Deutschen haben Gräueltaten begangen! DIE Deutschen sind besiegt worden! DIE Deutschen müssen bluten! Die Anschuldigungen kamen aus der ganzen Welt und waren natürlich berechtigt. Wirklich, es stimmte alles, von den Verbrechen an der jüdischen Bevölkerung über die Erbgesundheit bis hin zu den Massenerschießungen von Gefangenen und Zivilisten der besiegten Mächte. Wir haben es nach dem Krieg erfahren und unsere Eltern hätten es ab 1940 schon ahnen können. Ahnen müssen.“

„Hätten sie es wirklich ahnen können?“

„Ich denke schon. Vielleicht nicht alle, aber sicher einige. Und die haben es vorgezogen zu schweigen. Denn ganz so einfach war es nicht. Auch DIE Deutschen haben gelitten.

Ja, es hat mich niemand gefragt. Die Frauen, deren Ehemänner als besiegte Soldaten nach Hause kamen, bestimmt auch nicht. Die Männer interessierte das nicht, denn sie waren mit dem Verdrängen ihres Anteils des kollektiven Desasters beschäftigt. Es hat lange gedauert, bis die Frauen sich getraut haben, die Verantwortung für sich als eigenständige Menschen zu übernehmen. Ich habe es auch lange nicht gekonnt und manche können es bis heute nicht. Zu denen gehört auch leider eine meiner Schwiegertöchter.

Und obwohl man die äußeren Zerstörungen noch bis in die 50er Jahre hinein überall sehen konnte, wurde nur selten der Grund dafür angesprochen. Stattdessen hatte man – staatlich verordnet – den Blick nach vorn zu richten. Wiederaufbau war das Zauberwort. Das deutsche Wirtschaftswunder. Ich kann mich gut erinnern. Wir sollten vergessen und wir wollten auch vergessen. Das Leben musste ja weitergehen. Wir mussten Wege finden, zu überleben, zu arbeiten und uns zu ernähren. Und wir wollten wieder ein kleines bisschen Glück fühlen.

Was wäre gewesen, wenn ein ganzes Volk versucht hätte, das Trauma zu meistern? Nicht gleich vielleicht, aber in absehbarer Zeit. Diese Frage stelle ich mir in letzter Zeit öfter.“

Ihr Blick glitt in die Ferne.

„Leider scheinen die Politiker anders zu denken als ich. Denn sonst müssten heute vielleicht nicht so viele alte Leute in Pflegeheimen dahinvegetieren“, sagte sie dann leise. „Weil sie nicht nur psychisch, sondern auch körperlich gesünder wären. Und einen nützlichen Teil zum gesellschaftlichen Leben beitragen könnten. So stelle ich es mir jedenfalls vor. Bitte nehmen Sie meine Worte nicht persönlich, Jonah. Ich fühle mich wohl hier und ich bin sehr froh, dass Sie und Ihre Kolleginnen so kompetent in der Pflege und so freundlich zu uns nutzlosen alten Knackern sind. Mir geht es um unsere Generation, die Generation der Kriegs- und auch der Nachkriegskinder, die gelitten haben und immer noch leiden und dieses Leiden weitergeben, meistens ohne sich dessen bewusst zu sein.“

Sie machte eine Pause und ich entgegnete: „Ich weiß nicht, ob ich verstehe, was Sie meinen.“

„Nun, ich hatte lange Zeit zum Nachdenken und kann Ihnen ein Beispiel geben“, erwiderte sie. „Eine meiner Freundinnen, eine wirklich liebe Person, möge sie im Frieden sein, fragte mich allen Ernstes, warum ihr von ihrem Hausarzt geraten worden war, einen Psychologen zu konsultieren. ‚Warum sollte ich? Ich bin doch nicht verrückt!‘, hat sie ihm geantwortet. Sie war regelrecht empört. Sie war mit der Vorstellung groß geworden, Psychiater und Psychologen behandelten Menschen, die nicht sauber ticken, wie der Volksmund es ausdrückt. Und diese Vorstellung hatte sie nie in Frage gestellt. Alle meine Einwände oder Argumente, diese Behandlungen als psychologische Hilfe, als mentale Unterstützung zu betrachten, waren nutzlos.“

Ich überlegte sehr wohl, ob wir, die wir im Krieg aufgewachsen waren, nicht in gewisser Weise *ver-rückt* waren bzw. sind. Ob der Krieg uns und unsere Eltern, die ja vorher schon den Ersten Weltkrieg erlebt hatten, in mancherlei Hinsicht *ver-rückt* hat. Mental haben wir doch alle einen Schlag weg, wenn wir ehrlich sind. Wenn ich mir vor Augen führe, wie wir nach dem Krieg gelebt und gerackert haben, um unsere schlimmen Erlebnisse zu verdrängen. Wir mussten nicht tief in uns suchen, um unsere Ängste zu finden. Auch meine Freundin nicht. Im Gegenteil. Sie war beispielsweise geradezu panisch bemüht, zu sparen, um nie wieder das Gefühl haben zu müssen, mittellos zu sein. Möglicherweise hat sie diese Angst von ihrer Mutter übernommen, sie hat sie jedenfalls nie abgelegt.

Das erkenne ich allerdings auch erst, seit ich mich traue, darüber nachzudenken und darüber nachzulesen ... und nachdem ich ein paar Stunden mit der Psychologin hier im Haus verbracht habe.

Was mich auch traurig macht, ist das Bewusstsein, dass unsere Kinder, also Ihre Eltern-Generation, Jonah, die glücklicherweise keine solchen Psychotherapie-Berührungsängste verspüren, die von uns vererbten Traumata in langwierigen Behandlungen nachvollziehen und stellvertretend für uns auflösen müssen, um selbst glücklich zu sein. Und um den ganzen Schlamassel nicht auch noch an ihre Kinder weiterzugeben. Das gelingt allerdings nur, wenn sie sensibel genug sind, zu erkennen, woran sie leiden. Da hilft auch das von Eltern ererbte Geld nicht.“

Die alte Dame war auf einmal kurzatmig.

Ich war sofort in Alarmbereitschaft. „Bitte lassen Sie uns hier für heute Schluss machen. Sie regen sich zu sehr auf, und Sie wollen doch gleich schlafen können“, sagte ich besorgt.

„Ich hätte mich viel früher aufregen sollen“, erwiderte sie und holte tief Luft. Langsam ließ sie sie ausströmen. „Mein ganzes Leben über war ich angepasst und habe alles genommen, wie es kam,

ohne es zu hinterfragen. Auch die Eskapaden meines Mannes. So bin ich aufgewachsen. So ist meine Generation aufgewachsen! Aber Sie haben Recht. Jetzt ist nicht die Zeit, sich aufzuregen.“

...

#### IV

Nach meiner Runde durch die Zimmer ihrer Mitbewohner/-innen am darauf folgenden Abend setzte ich mich wieder zu der Dame in Zimmer 13 und lauschte ihren Erzählungen.

„Mir ist noch jemand anders eingefallen, auf die es zutrifft, wovon ich gestern sprach. Dass wir Alten ungern das loslassen, was wir uns – zugegebenermaßen oft sauer – erarbeitet haben. Ich bin mir zwar nicht mehr so sicher, ob es sich dabei nicht um Selbst-Knebelei handelt, aber die besagte Dame hatte eine Schwester, mit der ich bei Feiern immer mal wieder zusammentraf. Sie lebte jahrzehntelang mit einem Immobilienmakler zusammen. Dieser Mann erwarb sich mit den Jahren viel Geld. Er hatte ein Näschen für lukrative Geschäfte, so sagen wir im Rheinland. Der Mann war geschieden, hatte zwei Kinder und schien die Schwester meiner Freundin wirklich zu lieben. Er verwöhnte sie mit Schmuck und teuren Reisen. Und doch ging er immer wieder fremd. Vielleicht hatten sie einen – wie sagt man heute? – Deal, jedenfalls war sie das geschmackvoll gekleidete Schmuckstück an seiner Seite, richtete stilvolle Feiern für seine Geschäftsfreunde aus und kümmerte sich um seinen Haushalt. Wohl gemerkt *seinen* Haushalt, denn die Villa, in der sie lebten, gehörte ihm, und sie heirateten nie. Als er älter wurde, zogen sie hinaus aus der Stadt, in ein kleineres Haus am Stadtrand. Und anscheinend wollte er sie absichern – eine löbliche und vorausschauende Gesinnung, wie ich finde – und überschrieb das Haus und seinen Inhalt auf ihren Namen. Es war das erste Haus, das ihr gehörte, und sie liebte es sehr. Sie richtete es ganz nach ihrem Geschmack ein, wie meine Freundin mir erzählte. Der Lebenspartner verstarb nach einiger Zeit und ein paar Jahre später erlitt die Schwester einen heftigen Schlaganfall. Nach kurzer Zeit war klar, dass sie in ein Pflegeheim umziehen musste. Dort lebt sie schon länger als fünf Jahre und beklagt den Verlust dieses Hauses immer noch.“

Die alte Dame schaute mich ein wenig betrübt an.

„Sie scheinen sehr mit der Schwester Ihrer Freundin zu fühlen“, stellte ich fest.

„Ja, denn das Haus war das Einzige, was ihr nach einem turbulenten und sicher nicht einfachen Leben an der Seite von Filou geblieben war. Filou ist der Ausdruck, mit dem meine Freundin ihren Schwippchwager bedachte. Und nun musste sie das Haus schon deshalb weggeben, weil sie sich von ihrer Rente allein das Pflegeheim nicht hätte leisten können. Das ist doch traurig, oder?“

Ich stimmte ihr zu: „Ja, das ist traurig. Allerdings kann ich nicht so richtig nachvollziehen, wie man sich in einer solchen Situation fühlt. Vielleicht weil ich eher wenig besitze.“

Die alte Dame nickte. „In Ihrem Alter habe ich über diese Zusammenhänge auch noch nicht nachgedacht.“

...

„Doch genug davon. Wo war ich mit meinem Bericht? Ah ja.

Ich liebte meinen Beruf und freute mich, als ich eine Stelle in meinem Heimatort antreten konnte. So konnte ich bei meiner Mutter wohnen, die zwar noch verhältnismäßig jung, aber eben schon sehr krank war. Sie arbeitete, solange es ihr Zustand zuließ, bis etwa 1958. Von da an unterstützte ich sie, so gut ich konnte.

Das Geschäft, in dem ich eine Anstellung fand, gehörte einem Freund meines Vaters, der mit unzähligen Granatsplittern und einer Beinverletzung aus dem Krieg zurückgekommen war. Er war ein stiller Mensch, sehr in sich gekehrt, und ein ausgezeichnete Fotograf. Ich frage mich heute noch, was er im Krieg erlebt haben mag. Er gehörte ebenfalls zu den Männern, die ihre Erlebnisse irgendwo tief in ihrem Innern verschlossen hatten. Im Grunde lebte er nur für die Fotografie. Ich hatte den Eindruck, dass er seine Familie eher ertrug als liebte.



Auch von ihm habe ich viel gelernt. Er lehrte mich Geduld, wenn ich Kinder oder ein Tier fotografieren wollte. Wir sind zwei oder drei Mal gemeinsam im Wald gewesen und ich war erstaunt, wie gut er das Verhalten mancher Tiere kannte. Er wies mich auch darauf hin, dass ich keine Pflanzen ausreißen dürfe, nur um ein gutes Foto machen zu können. Dabei gab es damals noch keinen offiziellen Naturschutz! Und mit Kindern, die fotografiert werden sollten, hatte er eine Engelsgeduld. Dementsprechend gut waren seine Bilder.

Er war ein kluger Mann. Fast väterlich, jedenfalls zu mir. Der Lehrling und der andere Angestellte kamen nicht so gut mit ihm zurecht. Ich habe mich oft gefragt, woran das lag. Wahrscheinlich war es eine Mischung aus Eifersucht auf mich – ich war eine junge Frau und die wurden normalerweise in der Nachkriegszeit nicht Fotografin und nahmen den Männern den Erwerb weg, sondern gingen in typische Frauenberufe wie Kindergärtnerin und Verkäuferin – und Nichtachtung ihres Arbeitgebers, weil sie sein Verhalten nicht verstanden. Nicht, dass ich ihn verstanden hätte, aber ich habe ihn geachtet und vielleicht auch ein bisschen verehrt. Zu mir war er immer freundlich. Ich habe ungefähr sechs Jahre bei ihm gearbeitet. Ich habe Passbilder, Einzelportraits und Gruppen fotografiert, Hochzeiten, runde Geburtstage und hin und wieder eine Beerdigung.

Noch in Köln habe ich einen Mann kennengelernt und mit 25 Jahren habe ich ihn geheiratet...

...

Den schwarzen Teufel nannten ihn seine Freunde. Ich habe ihn allerdings erst kennengelernt, als sein Haar schon leicht angegraut war. Auch da sah er noch sehr gut aus.“

Die alte Dame lehnte sich im Rollstuhl zurück. Sie schien erschöpft von den Bildern in ihrem Kopf.

„Wissen Sie was?“, sagte ich. „Ich bringe Sie ins Bett und wenn Sie sich ein bisschen erholt haben, sprechen Sie weiter. Und wenn Sie lieber schlafen wollen, verschieben wir den Rest der Geschichte. Was meinen Sie?“

„Das ist eine gute Idee. Liegen täte mir sicher gut.“

Daraufhin half ich ihr beim Ausziehen und fuhr sie mit dem Rollstuhl ins Bad. Wie immer nahm sie meine Hilfeleistungen dankbar an. Auch als ich sie aus dem Rollstuhl hob und vorsichtig aufs Bett legte.

„Wissen Sie, wenn Sie mich hochheben, habe ich immer das Gefühl, über die Schwelle getragen zu werden“, kicherte sie kokett und ihre Augen blitzten.

„Hat Ihr Mann Sie über die Schwelle getragen, nachdem Sie geheiratet hatten?“, fragte ich.

„Oh ja!“, antwortete sie und lachte. „Ich war damals schlank und nicht so ein Sack Kartoffeln wie heute.“ Ihr Blick kehrte sich nach innen, während ich ihr Kopfkissen richtete und sie zudeckte.

...

Die alte Dame schloss die Augen und holte tief Atem. Dann sagte sie: „Bitte lassen Sie mich jetzt allein, Jonah. Ich möchte zur Ruhe kommen und schlafen. Und Sie haben Ihre Runde zu absolvieren. Ich hoffe, wir sehen uns morgen!“

„Ab morgen habe ich eine Woche Urlaub. Ich muss Sie also auf nächste Woche vertrösten.“

„Oh!“ Die alte Dame wirkte einen Moment wie vor den Kopf geschlagen. Dann gab sie mir ihren Segen: „Ja, Urlaub muss sein. Genießen Sie die freien Tage. Wo geht es denn hin?“

„Zu meinen Eltern. Mein Vater wird 65 und hat die ganze Familie eingeladen. Anschließend bleibe ich noch ein paar Tage und treffe alte Freunde.“

„Dann wünsche ich Ihnen eine wundervolle Zeit! Bis nächste Woche, Jonah! Gute Nacht.“

„Auch Ihnen eine gute Nacht! Schlafen Sie gut. Und wenn Sie noch etwas brauchen, wissen Sie ja, ich bin nur ein Klingeln entfernt.“

Die alte Dame lächelte mich mit geschlossenen Augen an.

Ich überließ sie fürs Erste ihren Erinnerungen und begab mich, tief in Gedanken über das Gehörte, auf meine Runde. Die meisten Bewohnerinnen schliefen. Die beiden Herren auf der Station standen

in ihren Schlafröcken am Fenster im Kleinen Restaurant und unterhielten sich. Sie stützten sich jeder auf seinen Gehstock. Ich grüßte sie und gesellte mich kurz zu ihnen.

„Zu meiner Zeit wurde viel mehr Alkohol getrunken“, sagte Herr W. gerade und in seiner Stimme klang leises Bedauern mit.

Der andere alte Herr nickte. „Ja, isch erinnere misch“, erwiderte er mit seinem unverkennbaren französischen Akzent, „dass bei meinen Elterrern zu jedem Essen Wein gerreicht wuchde. Meine Frau ‘at diese tradission fochtgefücht.“

Ich mischte mich mit einem Augenzwinkern ein: „Vielleicht ist es ganz gut, dass wir Alkohol nur zu besonderen Anlässen anbieten. Das tut der Leber gut, meinen Sie nicht?“

Die beiden Herren schauten mich an. Dann sagte Herr W.: „Wissen Sie, Jonah, wenn ich noch so jung wäre wie Sie, würde ich möglicherweise so denken. Weil ich ja noch viel Leben vor mir hätte. Aber in meinem Alter überlegt man, ob man nicht lieber im Suff sterben will als lange dahinzusiechen. Und ein bisschen Genuss wird doch erlaubt sein.“

Der französische Herr pflichtete ihm bei. „So denke isch auch. Was ‘abe isch davon, wenn isch nur noch im Bett liegen kann?“

„So weit muss es ja nicht kommen“, versuchte ich die beiden zu beschwichtigen. „Mögen Sie sich vielleicht hinsetzen? Die Sessel hier sollen sehr bequem sein. Brauchen Sie noch etwas?“

Die Herren schüttelten die Köpfe.

„Dann bringe ich mal meinen Rundgang zu Ende.“ Ich lächelte die beiden an und ging weiter.

Ich liebte meinen Beruf, aber der Gedanke, dass die meisten hochbetagten Menschen sich in Pflegeheimen mehr oder weniger auf dem Abstellgleis empfanden und auf den Tod warteten, verursachte mir einen sehr bitteren Geschmack im Mund. Glücklicherweise konnte unser Haus viele Anregungen bieten, die den Bewohnern Sinn im Leben vermittelten.

Auf der Station war alles still, abgesehen von leisem Fernsehstimmengewirr und an- und abschwel- lenden Schnarchgeräuschen. Das meldete ich meiner Kollegin im Pflegehauptquartier. Sie war damit beschäftigt, die Dokumentationen über die Bewohner zu aktualisieren. Ich überließ sie ihrer Arbeit und schaute noch einmal bei der alten Dame in Zimmer 13 vorbei, um mich zu verabschieden.

Ich klopfte leise. Sie war noch wach und bat mich herein, in den Händen ein Buch mit dem Titel „Die ferne Zarin<sup>3</sup>“. Ich hatte es bei ihr liegen sehen, konnte jedoch mit dem Titel nichts anfangen.

„Leichte Lesekost?“, fragte ich.

„Nun ja, wie man es nimmt“, erwiderte sie. „Es liest sich gut, zumindest der erste Teil. Den hat ein Mann geschrieben, ein amerikanischer Schriftsteller, der sich stark mit der Männerbewegung ausei- nandergesetzt hat und inzwischen um die 90 Jahre alt ist.“

„Und der andere Teil des Buches?“

„Der stammt von einer Frau, einer Psychologin, auch Amerikanerin. Sie ist vor ein paar Jahren mit 90 verstorben. Sie stand laut Internet der Frauenbewegung nahe.“

Sie wies auf ein Tablet, das auf ihrem Nachttisch lag.

„Aha. Das klingt nach einer interessanten Mischung. Worum geht es denn in dem Buch?“

„Die Grundlage bilden ein Märchen und seine Interpretationen, hauptsächlich bezogen auf die spiri- tuelle Ebene, also mythologische Bilder, das Unbewusste und die individuellen Reifeprozesse bei Frauen und Männern. Es geht um das ursprünglich Weibliche und das ursprünglich Männliche und wie diese Anteile zusammenfinden können, in jedem Menschen und innerhalb von Beziehungen. Ganz kurz zusammengefasst.“

„Aha,“ wiederholte ich. Womit diese Frau sich beschäftigte! Ich hatte darüber noch nie nachgedacht und auch nichts dazu gelesen.

---

<sup>3</sup> Marion Woodman, Robert Bly: The Maiden King. The Reunion of Masculine and Feminine, Henry Holt and Company, New York, 1998. Dt. Ausgabe: Die ferne Zarin. Kindler Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg, 2000.

Plötzlich lachte die alte Dame. „Sie wirken sehr überrascht! In ihrem Alter hat mich das nicht so interessiert. Doch seit mein Mann tot ist und ich genug Zeit zum Lesen habe, versuche ich herauszufinden, was wir beide falsch gemacht haben und warum wir so geworden sind, wie wir sind. Waren. Wie mein Mann war. Und ich überlege, was ich im Nachhinein verbessern kann.“

„Ich bin wirklich erstaunt, ich gebe es zu“, antwortete ich. „Haben Sie Erkenntnisse gewonnen, die Ihnen weiterhelfen?“

„Ja und nein. Der Stil des zweiten Teils, wie gesagt von der Psychologin geschrieben, ist etwas schwieriger zu verstehen. Ich bin noch – wie heißt es heutzutage? – im Prozess. Aber ich verstehe immer besser, wie mein Mann wurde, wie er war.“

„Würden Sie mir das näher erklären?“, fragte ich.

Sie schaute mich eindringlich an. „Das mache ich gern – wenn ich das Buch gelesen habe und mir noch Zeit bleibt. Ich möchte noch etwas Bestimmtes erreichen. Sie sollen am Schluss verstehen, worum es mir geht. Das ist mir äußerst wichtig und ich kann Sie immer nur um Geduld bitten.

Außerdem bitte ich Sie sehr, die Einzelheiten meiner Lebensgeschichte für sich zu behalten. Ich will nicht, dass sie zum Stadtgespräch werden. Das hat mein Mann nicht verdient und meine Familie auch nicht. Versprechen Sie mir das?“

„Ich verspreche es“, erwiderte ich ernst. „Sie wissen doch, dass wir hier der Schweigepflicht unterliegen.“

„Ja schon, aber Sie sollen auch meinen Kindern höchstens die Fakten nennen – wenn sie fragen. Das meiste wissen sie sowieso. Sie haben ja vieles miterlebt.“

Ich dachte über ihre Worte nach. So ganz verstand ich sie nicht, aber eins konnte ich ihr versprechen: „Ich werde mich in Gesprächen mit ihren Kindern nur auf die Gegenwart beziehen. Wenn Sie es nicht wollen, werden ihre Kinder nicht erfahren, dass Sie mir aus Ihrem Leben erzählt haben. Ist Ihnen das so recht?“

„Ja, sehr recht!“ Sie wirkte ganz erleichtert. „Danke, Jonah! Ich merke jetzt, wie müde ich bin.“

„Ich sehe es Ihnen an. Bis nächste Woche. Schlafen Sie gut!“

## V

Am ersten Abend nach meinem Urlaub, nach der Dienstübergabe, führte mein Weg sofort zu der alten Dame in Zimmer 13.

...

Als ich später bei ihr eintrat, sagte sie: „Bitte nehmen Sie den Stoff von meiner Staffelei, Jonah.“

Ich tat, wie sie mir geheißen hatte, und enthüllte ein zartes junges Frauengesicht. Es war schmal geschnitten, hatte hohe Wangenknochen, eine Stupsnase, die mit ein paar Sommersprossen versehen war, und erstaunlich klare grüne Augen. Der Blick zeigte eine Mischung aus Neugierde und Wissen und Humor. Den Kopf umrahmten kurzgehaltene, wuschelige rote Locken, fast wie ein Heiligenschein.

Ich verstehe bis heute nicht viel von Malerei, kann nur sagen, ob mir ein Werk gefällt oder nicht, und diese Arbeit gefiel mir nicht nur, sie erschien mir auch sehr gekonnt. Die alte Dame war nicht nur in der Fotografie bewandert, sondern auch eine begnadete Malerin.

„Wann haben Sie gelernt, so zu malen?“ Ich wendete mich nur halb der alten Dame zu, weil mich das Bild so faszinierte.

„Das war vor langer Zeit. Du meine Güte, es muss so 70 Jahre her sein! Ein bisschen liegt es vielleicht auch in der Familie. Eine Tante und ein Onkel malten, wenn sie Zeit fanden, meistens in den Ferien. Sie ließen mich als Jugendliche hin und wieder mit ihren Farben hantieren. Und während ich mich bemühte, gute Fotografien zu machen, hatte mein Chef die Idee, daran anzuknüpfen und mit Farben zu

experimentieren. Es war der väterliche Freund, der Freund meines Vaters. Zuerst probierte ich Aquarellfarben aus, aber ich wandte mich bald den Bleistiftzeichnungen und ab und zu auch der Ölmalerei zu, wenn ich mir Pinsel und Farben leisten konnte.“

„Dieses Bild ist wunderschön!“ Ich war immer noch ganz gefangen von ihrem Werk.

...

„Ich habe sie während Ihres Urlaubs aus der Erinnerung gemalt und vielleicht ein paar Pickelchen vergessen. Doch das ändert nichts daran, dass sie sehr hübsch ist.“

„Das ist sie. Definitiv. Wie haben Sie sie kennengelernt?“, fragte ich. Während die alte Dame erzählte, starrte ich immer noch das Gemälde an. Die Frau war wirklich hübsch, ja, ich fand sie sogar schön. Das Gesicht strahlte Klarheit aus, Offenheit, innere Ruhe und Stabilität. Ich konnte mich ihrem Blick von der Leinwand kaum entziehen.

„In unserem Stadtteil gab es ein Café, das nannte sich Santo Espresso. Es war an Wochentagen von vormittags bis zum späten Nachmittag geöffnet. Dort arbeitete ein hauptamtlicher Geschäftsführer mit Ehrenamtlichen und gemeinsam boten sie interessante Vorträge und andere Veranstaltungen an. Unter anderem gab es einmal im Monat einen Nachmittagskaffeeklatsch für die Bewohner der Umgebung und alle, die nach einem Sinn in ihrem Leben suchten. Nachdem mein Mann gestorben war, bin ich immer mal hingegangen, auch zu dem Kaffeeklatsch, und eines Nachmittags schenkte diese junge Frau Kaffee aus. Ich mochte sie auf Anhieb. Sie war natürlich und fröhlich. Ja, sie war nicht nur freundlich, sondern richtig fröhlich, und wenn sie lachte, wurde einem warm ums Herz. Wie sich herausstellte, machte sie während der Semesterferien ein Praktikum im Rahmen ihres Studiums in der Kirchengemeinde, der das Café angehörte. Sie studierte Sozialarbeit und arbeitete an einem Projekt mit dem Titel ‚Soziale Arbeit und Journalismus‘. Weil sie ihr Studium selbst finanzieren musste, zog es sich länger hin, als sie es geplant hatte.“

Die Augen der alten Dame strahlten regelrecht, als sie von der jungen Frau erzählte. Ich stand wie unter einem Bann. Immer wieder zog das Gemälde meinen Blick auf sich. Wenn diese Frau so war, wie die alte Dame sie auf dem Bild dargestellt hatte, musste man sich in ihrer Gegenwart einfach wohlfühlen, dachte ich.

„Sie wurde in dem Sommer regelmäßig im Café eingesetzt und entwickelte sich zu jedermanns Liebling. Nachdem wir erfahren hatten, dass das Geld bei ihr knapp war, gaben diejenigen von uns, die es sich leisten konnten, ihr großzügig Trinkgeld. Sie wollte es erst gar nicht annehmen, aber hat sich dann doch sehr gefreut.

Mich interessierte ihre Projekt-Arbeit und wir unterhielten uns sehr angeregt darüber. So angeregt, dass ich sie zu mir nach Hause zum Kaffee einlud. Daraus entwickelte sich eine Art Freundschaft. Wir trafen uns in unregelmäßigen Abständen, so wie ihre Arbeit und das Studium es ihr erlaubten, und gingen spazieren oder verabredeten uns in der Stadt zum Kaffee. Einmal waren wir auch zusammen im Kino.“

Die alte Dame schwieg einen Augenblick und setzte dann ihre Erzählung fort:

„Ja, das war schön. Natürlich berichtete ich meinen Kindern von meiner jungen Freundin. Ich war so erfüllt von unseren Gesprächen und dachte mir nichts dabei. Leider dachten sich meine Kinder eine ganze Menge. Wahrscheinlich habe ich zu sehr von ihr geschwärmt. Erst stichelten sie ein bisschen, dann ein bisschen mehr. Nach etwa einem halben Jahr begannen sie, mich unter Druck zu setzen. Es wäre unnatürlich, eine Freundschaft zwischen einer alten Frau und einem jungen Mädchen aufrecht erhalten zu wollen, meinten sie. Ob sie überhaupt die Wahrheit über ihre Verhältnisse gesagt hatte, und ob sie womöglich eine Erbschleicherin wäre?

Ich hatte nie das Gefühl gehabt, der jungen Frau nicht trauen zu können, doch meine Kinder fuhren fort, ihre Authentizität in Zweifel zu ziehen und sie schlecht zu machen.“

...

„Ich ging zwei Tage nicht vor die Tür und dachte über die Situation und über mein Leben nach. Meine Kinder riefen eins nach dem anderen an, aber ich ignorierte ihre Anrufe. Dann fasste ich den Entschluss, in ein Seniorenhaus umzuziehen, ins Betreute Wohnen. Ich konnte ja noch für mich sorgen und wollte das auch so lange wie möglich tun. Vor allem wollte ich vermeiden, meinen Kindern zur Last zu fallen. Ich besorgte mir Prospekte und belas mich im Internet. An einem der nächsten Tage wollte ich einkaufen. Dieser Herzanfall erwischte mich beim Überqueren einer Ampelkreuzung auf offener Straße. Ich wusste gar nicht, wie mir geschah. Ich stürzte und wurde von einem Auto überfahren, das nicht mehr ausweichen konnte. Nach Monaten im Krankenhaus und in Reha-Kliniken war klar, dass ich nie mehr würde laufen können. Ich hatte das schon ziemlich bald geahnt und mich innerlich von meiner Wohnung im Seniorenhaus verabschiedet. Die Ärzte machten meinen Kindern zu diesem Zeitpunkt immer noch Hoffnung. Die drei Großen kümmerten sich, nun ja, um meine körperlichen Bedürfnisse. Ansonsten schwiegen wir uns hauptsächlich an, von ihren guten Ratschlägen abgesehen.

Irgendwann hatte ich genug davon, der Spielball der Ärzte und meiner Kinder zu sein. Ich rief einen befreundeten Anwalt an und bat ihn, mich zu besuchen. Er nahm sich die Zeit und ich erklärte ihm, was ich vorhatte, und dass ich ihn bei einem Gespräch mit meinen Kindern an meiner Seite benötigen würde. Das Gespräch fand mit allen Vieren statt. Auch meine jüngste Tochter war angereist. Ich hatte den Eindruck, dass sie alle erleichtert waren, dass der Anwalt für mich dieses Haus hier ausfindig gemacht hatte und sie nur meinen Umzug und die Auflösung meiner Wohnung bewerkstelligen mussten. Auch den Wohnungsverkauf übernahm selbstverständlich mein Anwalt. Vorher hatte ich ihn instruiert, welche Gegenstände er aus der Wohnung holen und für mich aufbewahren sollte. Mein Umzug hierhin ist jetzt fast zwei Jahre her und ich bin froh, dass ich das alles in die Wege geleitet habe. Das war ich meiner Selbstachtung schuldig.“

„Das war sicher sehr aufregend für Sie“, sagte ich mitfühlend.

„Ja. Es war eine echte Herausforderung und ich bin dankbar, dass ich in meinem Anwalt eine so gute Unterstützung hatte. Und immer noch habe.“

„Haben Sie je mit Ihren Kindern ... gesprochen?“, fragte ich.

„... Ich dachte tausend Mal daran, einen Familienrat einzuberufen, und habe es nicht getan. Ich war so verletzt. Ich bin es noch, aber der Gedanke, etwas gutmachen zu können, hilft mir darüber hinweg.“

Das konnte ich mir nur zum Teil vorstellen, aber es stand mir nicht zu, das zu sagen. Stattdessen fragte ich sie: „Ich habe den Eindruck, dass es Sie ziemlich aufregt, über diese Erinnerungen zu sprechen. Mögen Sie einen Tee vor dem Einschlafen?“

„Oh ja, gerne!“

Ich warf einen letzten Blick auf die Staffelei und verließ dann das Zimmer, um den Tee zuzubereiten.

## VI

„Ich habe meinen Entschluss gefasst, Jonah!“, begrüßte mich die alte Dame am folgenden Abend.

„Und ich benötige Ihre Hilfe. Ich erkläre es Ihnen, sobald Sie Zeit haben.“

„Ich habe Zeit“, entgegnete ich und verspürte echte Neugierde.

...

Mein Blick wanderte durch den Raum und blieb an der Staffelei hängen. Sie war verhüllt.

...

Dann konzentrierte ich mich wieder auf die alte Dame vor mir. Sie saß, in eine Decke gehüllt, im Rollstuhl an ihrem kleinen Tisch am Fenster, auf dem der Blumenstrauß immer noch in voller Pracht blühte. Sie schaute mich erfreut und, wie es mir schien, auch ein wenig ängstlich an. Sie räusperte sich, sagte aber nichts.

Warum zögerte sie? So kannte ich sie nicht, deshalb fragte ich: „Was ist mit Ihnen? Haben Sie Schmerzen?“

„Nein, nein, das ist es nicht“ antwortete sie. „Ich versuche, einen guten Anfang zu finden. Also.“ Noch einmal räusperte sie sich, dann weihte sie mich in ihren Plan ein – und meine Augen wurden immer größer, während sie sprach. Kein Wunder, dass sie geögert hatte.

„Jonah“, sagte sie, „ich habe mein Testament gemacht. Ich kenne Sie jetzt ungefähr zwei Jahre. Sie wirken auf mich offen und ehrlich und vertrauenswürdig. Deshalb möchte ich Ihnen ein Angebot machen.“

An dieser Stelle schluckte ich. Ein Angebot? Welches Angebot? Hatte sie ihre Kinder enterbt und mich in ihr Testament eingesetzt? Oh nein, bitte nicht! Das würde mehr Ärger geben als es das Geld wert war...

Mein Gesichtsausdruck sprach sicher für sich, doch sie redete unbeirrt weiter: „Ich habe mich in den letzten Tagen mit meinem Anwalt beraten. Er ist ein sehr guter Anwalt, müssen Sie wissen. Und er ist der Meinung, dass es klappt. Geld ist genügend vorhanden.“

Wovon sprach die alte Dame? Ich konnte ihr nicht folgen.

Da sagte sie: „Ich will eine Stiftung gründen und Sie und mein rothaariges Herzenskind sollen das Projekt leiten. Nun ist es heraus. Was sagen Sie?“

Was ich sagte?

Ich sagte nichts! Mir fiel nichts ein, so überrascht war ich.

„Oh je, ich habe Sie völlig überrumpelt, ich sehe es“, entfuhr es ihr.

Entgeistert fragte ich: „Was soll ich? Welche Stiftung? Leitung? Ich bin Pfleger und ich bin es gern!“

...

„Wenig später starb mein Mann. Sein Herz wurde immer schwächer und seine Leber ebenfalls und eines Nachts tat er seinen letzten Atemzug. Ich schlief zu der Zeit. Unsere Zwillinge hielten Nachtwache. Sie waren angereist, als klar war, dass es zu Ende ging, und sie weckten mich erst, als mein Mann tot war.

Bis zur Beerdigung war ich mit all den Formalitäten beschäftigt, die es zu erledigen galt, und bei denen mich mein ältester Sohn unterstützte. Danach war ich allein. Meine Kinder mussten wieder zur Arbeit und selbst mit ihrer Trauer zurechtkommen.

Mir fiel das Alleinsein erstaunlich leicht. Natürlich trauerte ich. Doch ich merkte, dass ich mehr um den Mann trauerte, der mein Mann hätte sein können, als um den, der er gewesen war. Und ich trauerte um all die Möglichkeiten, die wir verpasst hatten. Die ich verpasst hatte.

Ich war noch verhältnismäßig jung mit 60 Jahren. Ich zog um in eine kleinere Wohnung und richtete sie nach meinen Vorstellungen ein. Bis 67 blieb ich beruflich dem Fotografieren treu, dann schloss mein Chef aus Altersgründen sein Geschäft.

Ich besann mich auf die Malerei, die ich immer wieder mal hatte aufleben lassen und die trotzdem in Vergessenheit geraten war. Ich reiste um die halbe Welt, besuchte einen Neffen in Südafrika und einen in Ägypten, flog mit einer Freundin nach San Francisco, machte Urlaub in der Toskana, in der Provence, in Polen und an der Nordsee. Und ich las viele interessante Bücher, unter anderem solche, die, wie ich schon sagte, Erklärungsansätze für unsere menschlichen Verhaltensweisen bieten. Darüber hinaus lebte ich eher bescheiden.“

„Und was ist mit Ihren anderen Kindern?“, fragte ich.

„Die erfahren früh genug, dass sie sich mit ihrem Pflichtteil zufrieden geben müssen. Ich weiß, dass ich einen großen Anteil daran habe, dass sie geworden sind, wie sie sind. Mir ist auch klar, dass nicht nur ich von ihnen verletzt worden bin, sondern auch sie von mir. Aber sie sind nicht mehr klein. Sie können ihr Leben selbst in die Hand nehmen, verändern, umkrepeln und verstehen lernen, wenn sie es wollen. Ich bin auch gerne bereit, mit ihnen zu sprechen. Ich meine, über ihre Wurzeln zu sprechen und darüber, was falsch gelaufen ist, was wir gemeinsam besser machen könnten. Ich bin sogar

bereit, mich bei ihnen zu entschuldigen. Nur über mein Vorhaben, eine Stiftung für obdachlose Frauen zu gründen, diskutiere ich nicht mit ihnen. Alle vier verdienen gut. Sie haben eigene Ersparnisse und erhalten selbstverständlich ihr Pflichtteil. Alles andere soll in die Stiftung einfließen.“

„Eine Stiftung für Frauen?“ Ich verstand immer noch nicht.

„Ja.“

„Kennen Sie denn obdachlose Frauen?“

„Nein“, antwortete die alte Dame. „Ich muss nur daran denken, dass ich vielleicht eine obdachlose Frau geworden wäre, wenn ich den Mut aufgebracht hätte, meinen Mann wirklich zu verlassen. Und dann hätte so ein Haus für mich die Rettung sein können.“

„Aha.“ Jetzt dämmerte mir die Erkenntnis.

„Es soll eine Stiftung für obdachlose Frauen aller Altersstufen werden. Ein Haus nur für Frauen. Ein Ort, an dem Frauen sich regenerieren können, an dem sie Unterstützung bekommen, um ihr Leben zu überdenken und erste Schritte hin zu Veränderungen gehen lernen. Mit einem angegliederten Team von Fachleuten, die sich nicht nur um ihr leibliches, sondern auch um ihr geistiges und spirituelles Wohl kümmern. So wie die Frauen es wollen und können. Mit Therapeuten und Ärzten, die Zeit für sie haben und sie beraten und ihnen die Verantwortung für ihre Lebensführung überlassen. Die einzigen Voraussetzungen: Sie müssen Frauen und obdachlos sein.

Mein Anwalt ist gerade dabei, ein Konzept nach meinen Vorgaben mit Satzung und Leitziel zu erarbeiten. Ein geeignetes Anwesen hat er schon gefunden.“

Ich muss zugeben, ich war völlig vor den Kopf gestoßen. Das sagte ich auch und fragte dann: „Wieso soll ich Ihre Einrichtung leiten? Ich bin mit Leib und Seele Pfleger!“

Sie bedachte mich mit einem unergründlichen Blick. Dann fragte sie: „Kennen Sie den Ausdruck ‚Man soll aufhören, wenn es am schönsten ist‘?“

In mir wallte Ärger auf und ich war versucht, sie zu fragen, was sie sich einbildete. Ob sie mir nicht zutraute, mein Leben selbst zu regeln. Bevor ich meine Gedanken in grobe Worte fassen konnte, sprach sie weiter.

„Bitte entschuldigen Sie, Jonah, das war nicht in Ordnung. Verstehen Sie mich richtig. Ich will mich nicht in Ihr Leben einmischen, wenn Sie es nicht erlauben. Mein Angebot ist ein Angebot. Sie können es annehmen oder ablehnen. Die Entscheidung liegt bei Ihnen“

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet“, beharrte ich. „Warum ich?“

„Wollen Sie eine direkte Antwort?“

Ich holte Luft und nickte dann.

„Gut. Weil ich mir vorstellen kann, dass die Pflege Ihnen irgendwann zu wenig sein wird. Und weil ich viel von Ihnen und Ihren Erfahrungen und organisatorischen Fähigkeiten halte.“

Ihre Stimme war vollkommen sachlich. „Wissen Sie, wir Alten erlauben uns manchmal einen Blick in die Zukunft, die nicht mehr unsere ist. In der Zukunft habe ich Sie in einer Leitungsposition gesehen, sehr erfolgreich übrigens. Ich würde dieses Leben gern mit dem Gedanken verlassen, Ihnen den Weg ein Stück geebnet zu haben. Nennen Sie es ein kleines Dankeschön für Ihre vielen Mühen. Abgesehen davon glaube ich, dass Sie und Claire ein perfektes Leitungsteam sein würden.“

Die letzten Worte klangen fast träumerisch, doch schnell kam sie wieder in die Gegenwart zurück.

„Mein Anwalt erwartet meinen Anruf. Wann passt es Ihnen? Wann soll er kommen? Bitte hören Sie sich an, was er Ihnen unterbreitet. Bitte.“

„Ich brauche Bedenkzeit.“ Die brauchte ich wirklich. Wenn ich auch zugeben musste, dass ich das Angebot der alten Dame jetzt schon verlockend fand. „Ich sage Ihnen morgen Mittag Bescheid.“

„In Ordnung“, erwiderte sie und fügte hinzu: „Es ist mir wirklich wichtig.“

„Ich weiß“, murmelte ich und wandte mich zur Tür. „Gute Nacht.“

...

## VII

...

Um 19 Uhr fand ich mich im Park ein. Der Anwalt, ein hochgewachsener, schlanker Mann mit freundlichen braunen Augen und leicht angegrautem kurzen Haar, schob die alte Dame in ihrem Rollstuhl zu der Bank, auf der ich mich niedergelassen hatte. Es war ein kühler Abend. Die alte Dame trug eine dicke Wolljacke und hatte die Beine in eine warme Decke gewickelt.

Dann stellte der Anwalt sich vor und setzte sich zu mir. Aus einer dünnen, dunkelgrauen Ledertasche holte er einen Stapel Papiere heraus und reichte mir eins nach dem anderen.

„Das ist der Grundriss des Hauses“, sagte er ohne weitere Umschweife. Aus der Zeichnung war ersichtlich: Es war ein großes Gebäude.

„In direkter Nähe zum Haus gibt es eine Bushaltestelle und etwa 10 Minuten zu Fuß entfernt befindet sich eine Straßenbahnhaltestelle. Das Gebäude ist ein ehemaliges Gutshaus und hat drei Stockwerke, die ab Mitte Juli saniert und in Zimmer mit kleinen Bädern umgebaut werden. Insgesamt sind 60 Zimmer geplant, 10 davon so groß, dass bis zu drei Kinder mit einziehen können. Ebenfalls eingebaut werden zwei Aufzüge. Das Haus ist bei Fertigstellung barrierefrei. Das Erdgeschoss besteht aus einem großen Foyer mit einem hölzernen Treppenaufgang, einem Saal mit hohen Fenstern zum Park hinaus, einer Küche und mehreren kleineren Räumen, die zu Büros umfunktioniert werden. Im Kellergeschoss befinden sich die Wirtschafts- und mehrere Lagerräume.“

Er händigte mir ein weiteres Papier aus. „Außerdem gibt es zwei Nebengebäude, die als Wirtschafts- und Funktionsgebäude dienen werden. Das Grundstück ist von der Größe vergleichbar mit diesem hier“ – er wies mit der Hand auf unsere Umgebung – „und wird neu angelegt mit Wiesen, Blumenbeeten, Wegen – ebenfalls barrierefrei.“

Rückzugsmöglichkeiten, dachte ich, sollte man mit einbeziehen.

„Ältere Baumbestände sind noch erhalten. Weiden, die an einen Reiterhof in der Nähe verpachtet sind, grenzen an. Eventuell kann man mit dem Reiterhof einen günstigen Kontrakt aushandeln, für den Fall, dass die Bewohnerinnen reiten möchten.“

Während der Anwalt sprach, schaute die alte Dame uns beide aufmerksam an. Sie erschien zufrieden und zuversichtlich.

...

Alles, was ich hörte, wirkte durchdacht. Um ehrlich zu sein, hatte ich von der alten Dame auch nichts anderes erwartet. Trotzdem waren Spielräume zu erkennen, gewollte Spielräume. In mir arbeitete es.

Die alte Dame fuhr fort: „Ich will, dass täglich eine Krankenschwester im Haus ist. Köchin und Hauswirtschaftlerin ebenfalls. Ein Nachtbereitschaftsdienst soll eingesetzt werden. Aber das steht alles in den Unterlagen.“

Ihre Augen leuchteten, als der Anwalt mir weitere Papiere übergab.

„Nun, Jonah, was denken Sie?“, fragte sie gespannt.

„Ich weiß noch nicht, was ich denke“, erwiderte ich zögerlich und sah von den Dokumenten auf. „Das Angebot klingt sehr verführerisch.“

„Oh, fast hätte ich etwas Wichtiges vergessen! Stellen Sie sich vor, wir haben Claire gefunden!“ Sie lächelte den Anwalt warmherzig an. „Es geht ihr gut und morgen werden wir sie treffen und ihr das Angebot unterbreiten.“

Ich blickte sie an und sofort stand das hübsche Gesicht von der Staffelei vor meinen Augen. „Oh, das freut mich! Bis wann habe ich Zeit, mir alles zu überlegen?“

Bevor die alte Dame etwas sagen konnte, antwortete der Anwalt: „Wir wollen Sie nicht unter Druck setzen. Doch unter dem Aspekt des zeitlichen Ablaufs wäre es gut, wenn die Leitung eingestellt werden könnte, bevor mit der Renovierung des Hauses begonnen wird. Sagen wir, Ende Juni. Bis dahin sind es noch ungefähr zwei Monate.“



Deshalb würden wir es begrüßen, wenn Sie sich sobald wie möglich und spätestens in einer Woche entschieden haben. Und der Vollständigkeit halber möchte ich hinzufügen“, er nickte der alten Dame zu, „dass die Verträge der Leitungsstellen jeweils auf fünf Jahre festgelegt sind, mit einer Probezeit von sechs Monaten und der Option auf Verlängerung selbstverständlich. Das Gehalt liegt im ersten Jahr zwar ein wenig unter dem Durchschnitt für Pflegeheim-Leiter, aber anschließend wird es erhöht, so dass es durchaus lukrativ sein sollte.“

„Danke“, entgegnete ich. „Aber das Gehalt spielt im Moment für mich keine so große Rolle. Wenn ich ehrlich bin, nun ja, ...“ Ich wusste nicht, wie ich meine Gedanken formulieren sollte, ohne dass sie verletzend wirkten.

„Heraus damit, Jonah“, befahl die alte Dame. „Wir kennen uns lange genug, um uns die Wahrheit zu sagen. Außerdem drängt die Zeit. Was ist es?“

„Hm“, machte ich und schaute ihr dabei in die Augen. „Ich ... ich möchte diese Stelle nicht annehmen, um Ihnen oder irgendjemandem einen Gefallen zu tun.“

„Ah, das dachte ich mir. Tja, dann bin ich am besten auch ehrlich, nicht wahr?“ Die alte Dame machte eine Pause und betrachtete mich einen Augenblick konzentriert. „Ich biete Ihnen diese Stelle an, wie ich schon gesagt habe, weil ich glaube, dass Sie mit Ihren Erfahrungen und Fähigkeiten hervorragend geeignet sind, den obdachlosen Frauen einen Ort zu bieten, an dem sie sich zu Hause fühlen können, der ihnen ein Dach über dem Kopf und Sicherheit und eine gewisse Geborgenheit gibt. So dass sie zu gegebener Zeit – hoffentlich – den Weg zurück in einen Beruf und in ein lebenswertes Leben finden. Sie sollen ihnen Möglichkeiten eröffnen. Sie selbst erhalten die bestmögliche Unterstützung und natürlich finanzielle Mittel dafür. Sie sollen jede Frau *sehen*, als einen Menschen, als Individuum, das Hilfe braucht und ein Recht darauf hat, sie zu bekommen. Der Aufsichtsrat ist das Gremium, dem Sie Rechenschaft darüber ablegen müssen. Und natürlich sich selbst gegenüber.“

Die alte Dame holte tief Luft. Mit sanfterer Stimme fuhr sie fort: „Ich will und wollte Ihnen nicht zu nahe treten. Ich empfinde Ihnen gegenüber Gefühle wie für einen Sohn und würde Sie gern fördern. Ohne Sie unter Zugzwang zu setzen. Bitte glauben Sie mir das.“

Ich nickte. „Danke. Ich weiß es zu schätzen. Bitte geben Sie mir etwas Zeit. Ich melde mich dann bei Ihnen. Ist das in Ordnung?“

„Natürlich. Bis bald, Jonah. So oder so.“ Sie winkte mir zu und sagte dann zu ihrem Anwalt: „Bitte bringen Sie mich zurück in mein Zimmer. Ich will mich ein bisschen ausruhen.“

...

Am Abend des dritten Tages war ich pünktlich zum Arbeitsbeginn wieder im Haus. Nach meinem Rundgang klopfte ich an die Tür zu Zimmer 13.

Eine leise Stimme rief herein. Ein wenig befremdet öffnete ich die Tür und sah, wie ein Lächeln auf dem Gesicht der alten Dame erschien. Sie lag bereits im Bett und wirkte ziemlich schwach. Die aktive, lebhaftige Frau von vor drei Tagen, die gemeinsam mit dem Anwalt mit mir verhandelt hatte, war fast nicht mehr zu erkennen.

„Guten Abend! Was ist mit Ihnen?“, fragte ich erschrocken. „Soll ich den Arzt rufen?“

„Guten Abend, Jonah. Nein, nein. Mir ist nicht mehr zu helfen.“ In ihren Augen blitzte der alte Schalk auf. Sie wanderten über mein Gesicht und nahmen meine Sorge um sie wahr.

„Wissen Sie, Jonah, nun, nachdem mein ‚Baby‘ in der Welt ist, so sagt man doch, nicht wahr?, nun kann ich meinem Körper nachgeben. Sie wissen ja, mein Herz will nicht mehr. Altersschwäche eben“, seufzte sie. „Für alles ist gesorgt. Nur eins steht noch aus: Ihre Entscheidung.“ In ihrem Blick konnte ich ihre Frage deutlich sehen.

Ich platzte heraus: „Ich übernehme die Stelle, die Sie mir angeboten haben.“

Ein Strahlen ging über ihr Gesicht und sie richtete sich mühsam auf. „Oh, wie mich das freut! Wie mich das freut! Jetzt bin ich wirklich mit allem im Reinen und kann gehen.“

„Nicht so schnell, hoffe ich“, sagte ich lächelnd. „Wir brauchen Sie noch! Was meinen Sie damit, mit allem im Reinen zu sein? Wenn ich fragen darf.“

„Sie dürfen, Jonah, Sie dürfen.“ Die alte Dame klang fast überschwänglich. Ihre Lebensgeister schienen zumindest teilweise zurückzukehren. „Gestern waren die Zwillinge und mein Ältester hier. Wir haben über viele Dinge gesprochen und vor allem Missverständnisse ausgeräumt. Das hat gut getan, doch es war anstrengend.“

„Deshalb sind Sie erschöpft. Das ist ja nur zu verständlich. Darf ich fragen, wie ...“

Sie nahm mir das Wort aus dem Mund: „... wie Claire sich entschieden hat?“

Das Lächeln um ihren Mund beantwortete meine Frage schon, trotzdem sagte sie: „Sie wird Ihre Leitungspartnerin für mein Frauenhaus! Ihre Entscheidung war rasch gefällt, weil sie gerade auf Stellensuche war. Ist das nicht wunderbar?“

„Kein Wunder, dass Sie so kraftlos sind“, entgegnete ich. „Erst die Unterredungen mit Claire und mir und dann die Friedensverhandlungen mit Ihren Kindern, das schafft den stärksten Mann“, versuchte ich zu scherzen.

Sie lächelte mich mit ihrem warmherzigen Lächeln an und legte sich in die Kissen zurück. „Bitte rufen Sie meinen – unseren – Anwalt an und teilen Sie ihm Ihren Entschluss mit, ja? Dann kann ich beruhigt sein.“

„Das erledige ich gleich morgen früh nach dem Dienst.“

„Sehr gut. In den nächsten Tagen werden wir Sie und Claire miteinander bekannt machen und ich habe keine Bedenken, dass Sie sich verstehen werden.“

„Ich gebe zu, ich bin gespannt darauf.“

„Das glaube ich.“ Wieder umspielte ein Lächeln ihren Mund. Sie wirkte amüsiert und entspannt.

„Dann geht jetzt alles seinen Gang. Das ist gut. Danke Jonah! Ich weiß, dass Sie sich die Entscheidung nicht leicht gemacht haben.“

„Nein, ganz und gar nicht. Sie sehen müde aus.“

„Ich bin müde“, bestätigte sie. „Vor allem bin ich sehr erleichtert. Mein Vorhaben liegt in den besten Händen, die ich mir denken kann. In ihren und in Claires. Endlich kann ich etwas wiedergutmachen. Das beruhigt mich sehr. Und mein Anwalt steht Ihnen zur Seite. Sie dürfen ihm voll und ganz vertrauen.“

„Das wird mir nicht schwerfallen, denke ich.“ Es stimmte. Der Anwalt hatte sehr vertrauenswürdig auf mich gewirkt und ich konnte mir eine Zusammenarbeit mit ihm gut vorstellen.

...

In der Nacht schaute ich noch einmal bei ihr vorbei. Sie schlief tief und fest.

Plötzlich überkam mich echte Freude auf die neue Aufgabe.

## VIII

Am frühen Morgen, bevor die Kinder der alten Dame ankommen würden, besuchte ich sie zum letzten Mal.

Sie hatte immer wieder davon gesprochen, dass ihr nicht mehr viel Zeit bliebe, aber das machten andere auch. Und lebten doch noch lange...

Die alte Dame nicht. Ich wusste, sie hatte ein gutes Verhältnis zu ihrem Körper, kannte ihn und seine Eigenheiten. Sie hatte mich und meine Kolleginnen immer wieder darauf hingewiesen, was beispielsweise ihr Magen oder ihre Verdauung vertrugen und was nicht. Danach hatten wir uns im Haus gerichtet.

Auf ihr Gefühl, bald gehen zu müssen, hatte ich nicht gehört. Ich hatte es ein bisschen abgetan, vielleicht weil ich es nicht wahrhaben wollte.

Das tat mir zutiefst leid, auch wenn mir klar war, dass weder ich noch die Medizin imstande gewesen wären, ihr Leben zu verlängern.

Für einen Moment setzte ich mich an ihr Bett.

Nur drei Wochen waren seit unseren Verhandlungen vergangen. Claire und ich hatten uns kennengelernt und waren uns sympathisch. Ich war fest davon überzeugt, dass wir ein gutes Leitungsteam bilden würden. Die Absprachen mit dem Anwalt verliefen reibungslos. Die Renovierung des Hauses würde bald beginnen. Zum Ende des Monats hatte ich gekündigt und befand mich bereits seit einer Woche im Urlaub.

Ich war am frühen Morgen angerufen worden, gleich nachdem meine ehemaligen Kolleginnen bemerkt hatten, dass die alte Dame gegangen war.

Mein Blick wanderte über ihren toten Körper mit den vor der Brust gefalteten Händen – war sie eigentlich religiös gewesen? Wir hatten nie darüber gesprochen.

In wenigen Stunden würde ihre sterbliche Hülle dem Bestatter zur Einäscherung übergeben. Die rituelle Waschung hatten zwei meiner Kolleginnen vorgenommen und sie in ihr grünes Sommerkleid mit den großen bunten Blüten gekleidet, wie sie es sich gewünscht hatte.

Dann schaute ich mich im Zimmer um, das bald von den Angehörigen geräumt werden würde.

Auf dem Nachttisch lag das Buch „Die ferne Zarin“. Ein Aufkleber prangte darauf: „Für Jonah!“

Vor innerer Rührung musste ich schlucken.

Ich strich der alten Dame über die Hand und neigte meinen Kopf. Leise bedankte mich bei ihr dafür, dass sie in mein Leben getreten war und es verändert hatte, und wünschte ihr Frieden, wo immer sie jetzt sein mochte.

Dann verließ ich den Raum.

Ich wollte nicht mit ihren Hinterbliebenen zusammentreffen. Nicht mit dieser Trauer im Herzen...

...

## IX

Ich schloss mein Rad am Fahrradständer an und öffnete das Tor. Dann wanderte ich die Wege entlang, bis ich am Grab stand. Ich nahm den Strauß weißer Rosen aus dem Rucksack und legte sie darauf.

Und schon erinnerte ich mich an die Erzählungen der alten Dame, an ihre melodiose Stimme. Ihr warmherziges Lächeln.

Zwei Jahre waren seit ihrem Tod vergangen. Das Haus, das sie sich gewünscht hatte, das Hotel der Frauen, existierte seit fast einem Jahr und entwickelte sich ganz in ihrem Sinne.

Voller Dankbarkeit verneigte ich mich und sagte leise zu dem Grabstein, in den ihr Name neben den ihres Mannes hineingefräst war: „Danke, dass Sie mich in ihre Wünsche eingeschlossen haben. Ich fühle mich wohl an der Stelle, die Sie für mich vorgesehen haben. Die Leitung des Hauses macht mir Freude. Es tut gut zu sehen, wie die Frauen aufblühen, wenn sie ein Weilchen bei uns sind. Und auch die Wahl meiner Partnerin war eine glückliche. Wir ergänzen uns und kommen sehr gut miteinander zurecht. Danke!“

Da erst nahm ich den Spruch wahr, der unter den Namen stand:

„Glücklich sind die mit den Rissen im Leben, denn sie lassen das Licht hinein. Yvan Aoudouard<sup>4</sup>“

---

<sup>4</sup> Aus: Laetitia Colombani: Das Haus der Frauen, S. Fischer Verlag